

Nora Price
Heute will ich leben



DIE AUTORIN

Nora Price ist das Pseudonym einer 23-jährigen New Yorker Autorin und Journalistin. »Heute will ich leben« ist ihr erster Roman.

Nora Price
Heute
will ich
leben

Aus dem Amerikanischen
von Kathrin Wolf

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*

liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbs Taschenbuch März 2014

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© Nora Price 2012

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Zoe Letting Go« bei Razorbill, a division of Penguin Young Readers Group, a member of Penguin Group (USA) Inc., New York.

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe

bei cbs Verlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Kathrin Wolf

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld, unter Verwendung eines Motivs von Plainpicture (Emilio Brizzi, Design Pics)

jb · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-30892-9

Printed in Germany

Für A.

Liebe Elise,

kilometerweit erstreckten sich die Wälder. Schierlingstannen, Linden, Kirschen, Eschen, Ulmen, Kiefern und Buchen. Bäume scharten sich um den Highway wie nach vorne drängende Gaffer um eine Polizeiabsperrung, die versuchen, einen Blick auf die Geschehnisse zu erhaschen. Ihre Arme winkten unruhig im heißen Wind, während unser Auto auf dem schmaler werdenden Highway Richtung Westen fuhr. Ich ließ mein Fenster zu, doch der Anblick der vorbeifliegenden Landschaft – eine endlose grüne Abstraktion – bereitete mir Übelkeit. Als es derart schlimm wurde, dass ich glaubte, mich übergeben zu müssen, kauerte ich mich auf meinem Sitz zusammen und schloss fest die Augen. Mehr und mehr Bäume zogen an mir vorüber, bis sie plötzlich aufhörten, und weil ich den Kopf nach unten geneigt und die Augen geschlossen hatte, konnte ich nicht sagen, wann das genau passiert war. Als ich die Augen wieder öffnete, war alles, was ich wusste, dass sich die Umgebung verändert und ich keinen Schimmer hatte, wo ich mich befand.

Ein dummer Fehler. Ich hätte meine Augen keine Sekunde schließen dürfen.

Wie von einer göttlichen Schaufel in den Wald gegraben, öffnete sich eine breite Rasenschneise vor uns. Ein Kiesweg führte darüber, gerade breit genug für ein Auto. Ich fuhr herum, um zu sehen, wo der Weg begonnen hatte – es musste eine Verbindungsstraße geben, schließlich schloss kein Kiesweg direkt an einen Highway an. Doch ich sah nichts als ausgedehnte Rasenflächen. Ich drehte mich zu meiner Mutter, die unseren Wagen zuversichtlich über den holprigen Pfad lenkte, und öffnete schon den Mund, um zu erfahren, wo wir uns befanden.

Gerade noch rechtzeitig verkniff ich mir die Frage.

Ich wusste, sie würde nicht antworten.

Die Schule ist aus. Statt der vertrauten Bilder von aufgesprengten Feuerhydranten und Wassereispackungen – das Panorama und der Sound eines Sommers in Brooklyn – hatte ich nun, immer noch im Pyjama und mit einem Koffer neben mir, eine Backsteinvilla im ländlichen Massachusetts vor Augen.

Seit letztem Winter hat sich viel verändert. Mein Haar ist acht Zentimeter länger und das zweite Piercingloch in meinem rechten Ohr zugewachsen, weil ich es kaum trage. Ich benutze nur wenig Make-up. Ich notiere diese Veränderungen teils, um dich auf den neuesten Stand zu bringen, und teils als Erinnerung für mich selbst. Doch gerade fällt mir ein, dass es dich womöglich mehr

interessiert, inwiefern ich mich *nicht* verändert habe. Schließlich ist das oft sehr viel aufschlussreicher.

Ich werde es versuchen.

Ich habe immer noch eine schlechte Haltung und eine unordentliche Handschrift. Auch mein Gedächtnis ist nach wie vor erbärmlich – wenn man mich zum Beispiel fragt, was ich vor drei Tagen gemacht habe, habe ich absolut keine Ahnung. Keine. Es ist, als wäre mein Hirn ein prähistorischer Computer, der gerade genug Speicherkapazität für vierundzwanzig Stunden bietet und dessen Datenbank im Anschluss komplett gelöscht wird. Meine Haut ist genauso hell wie im Winter – sehr bedauerlich angesichts der diesjährigen Schönwetterperiode. Ich hätte mich nach draußen legen sollen, um ein bisschen Farbe zu bekommen. Aber ich schätze, ich habe in letzter Zeit ziemlich viele Stunden drinnen verbracht.

Es ist heute erstaunlich warm – wann habe ich mich zuletzt in der vollen Nachmittagssonne, ganz ohne Schatten, aufgehalten? Die Wärme dringt von den Stein-
stufen in meine Schuhe. Der Koffer zu meinen Füßen ist schwer, schlecht gepackt, und auf dem unebenen Kiesweg neigt er sich zu einer Seite. Ich habe Socken, Shirts, Unterwäsche, Leggings und BHs für sechs Wochen hineingestopft, außerdem eine Zahnbürste, Zahnpasta, Waschgel fürs Gesicht, eine hypoallergene Feuchtigkeitscreme, aber keine Haarbürste. In der Eile habe ich die verdammte Haarbürste vergessen.

Ist das ein verwirrender Brief? Tut mir leid. Ich gebe

mein Bestes, soweit das unter diesen schwierigen Umständen möglich ist, und fürchte, ich war etwas vorschnell. Bestimmt bist du ganz durcheinander – immerhin habe ich schon eine ganze Seite vollgeschrieben, bis mir aufgefallen ist, dass du ja keinen Schimmer hast, was ich hier mache. Ich auch nicht, um ehrlich zu sein. Aber ich sollte wohl am Anfang ansetzen, um sechs Uhr heute Morgen, und versuchen, alles, was mir einfällt, zu skizzieren.

Als ich aufwachte, war es noch dunkel. Keine gurrenden Tauben, keine zwitschernden Drosseln – nur die Stimme meiner Mutter, die mir befahl, aufzustehen. »Pack deinen Koffer«, sagte sie. »Und nimm genug für sechs Wochen mit.«

»Was?«, fragte ich. »Warum?« Im Dunkeln konnte ich meine Mutter kaum sehen. »Wo fahren wir hin?«

»Ich warte im Auto auf dich«, erwiderte sie, während sie sich umwandte.

»Mom!«

Doch das war alles, was ich aus ihr herausbekam.

Von einem seltsamen, panischen Adrenalinrausch getrieben, gehorchte ich ihren Anweisungen. Das Ganze fühlte sich wie eine Art Notfallmaßnahme an – was war denn nur los, wurde Cape Cod evakuiert? Hatte sich eine Katastrophe ereignet, während ich geschlafen habe? Als ich ins Auto stieg, umklammerte Mom das Lenkrad so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortraten. Die Atmosphäre war angespannt.

»Mom?«, fragte ich wieder. »Ist alles okay?«

Sie seufzte kaum hörbar. »Schnall dich an.«

Ich tat wie mir befohlen. Mit einem Mal überkam mich eine Welle der Erschöpfung. Alles, was ich wollte, war, noch ein paar Stunden weiterzuschlafen. Schlaf – der Wunsch schien mir nicht mehr aus dem Kopf zu gehen. Wochenlang hatte ich nur daran denken können. Ich wollte mich in den Sitz kauern, meinen Kopf gegen die Autotür lehnen und vergessen, dass die Welt dort draußen existierte.

Doch erst, als die Zentralverriegelung klickend einschnappte und der Motor aufheulte, begriff ich, dass das nicht infrage kam. Denn jetzt verriet Mom mir endlich, wohin es ging.

Wohin, aber nicht, *weshalb*.

Nachdem ich sie zehn Minuten lang mit Fragen bestürmt hatte – von denen sie keine einzige beantwortete –, wechselte sie zum Nachrichtensender und setzte sich ihre Sonnenbrille auf. Da saß ich also und schmorte vor mich hin, während sie den Verkehrsmeldungen, dem Wetterbericht und den Lokalnachrichten lauschte. Nichts drang in mein Bewusstsein, außer der Frage: Warum wurde ich dorthin geschickt? Was wollte meine Mutter erreichen, wenn sie mich klammheimlich in so eine Einrichtung verfrachtete? Nein – keine Einrichtung. »Anstalt« ist wohl der bessere Ausdruck.

Ich weiß, was du dich fragst. Und die Antwort, Elise, ist Ja.

Ja, du bist der Grund, weshalb ich hier bin.

Erinnerst du dich noch an den Geburtstagskuchen, den ich dir letzten November gemacht habe? Damals hast du nie Kuchen gegessen, er war dir zu trocken. Du wolltest nur »nasse Desserts«, wie du es nanntest – noch so eine deiner seltsamen Essgewohnheiten. Aber ich musste ja irgendwas für deinen Geburtstag vorbereiten, also habe ich beschlossen, dir einen Kuchen aus Eis-creme-Sandwiches zu machen. Ich musste die Sandwiches nur so aneinanderlegen, dass sie wie ein Blechkuchen aussahen. Backen war gar nicht nötig. Man nehme ein paar fertige Süßigkeiten, ordne sie zu einem hübschen Rechteck an, stecke ein paar Kerzen drauf – und *voilà*.

Na ja, nicht ganz.

Die erste Aufgabe bestand darin, die richtige Sorte aufzutreiben. Vanille, natürlich, und drum herum Schokoladenwaffeln. Kein Mint-Splitter-Quatsch und erst recht kein Fürst-Pückler-Eis. Dann musste ich meine Beute mit der U-Bahn nach Hause schaffen, bevor sie auf meinem Schoß zerfloss. Zurück in meiner vollgestopften Wohnküche wurden meine Tetris-Kenntnisse auf die Probe gestellt, doch immerhin gelang es mir, die Sandwich-Ansammlung zu einem Mosaik zusammenzusetzen, bevor sie sich in Suppe verwandelte. Am Ende hatte ich ungefähr zehn Millionen Dollar in Fahrtkosten investiert und ein ganzes Wochenende damit verbracht, durch Brooklyn zu rennen, um alles für deinen Kuchen

zusammenzusuchen. Aber ich hatte keine Wahl. Dein Geschenk musste perfekt sein.

Am 16. November stand ich um sieben Uhr morgens mit einem Tablett in der Hand vor dem Reihenhaus deiner Eltern. Die Sonne schlief noch, als ich mich, mit einem Plastikfeuerzeug in der Hand, auf eure Veranda kniete, um die sechzehn Kerzen anzuzünden. Sie waren so dünn und doch durchdrang ihr Schein tapfer die eisige Kälte. Um mich herum piff der Wind, und auch wenn wir uns fast fünftausend Kilometer östlich von Alaska befinden, hätte es mich nicht gewundert, einen einsamen Eskimo mit seinem Schlitten an eurem Haus in der Clinton Street vorbeitrotten zu sehen. Es war ein bitterkalter Morgen.

Mit dem Kuchen in der Hand kämpfte ich mich die Treppe hinauf und griff nach dem Türklopfer aus Messing. Als du in der Tür auftauchtest, hielt ich dir mein Geschenk entgegen. Sechzehn Kerzen beleuchteten deinen verblüfften Gesichtsausdruck. Überraschung wurde zu Freude, und beim Anblick deines Lächelns wusste ich: Das hatte ich gut gemacht. Du hast die Augen geschlossen, dein Haar im Nacken zurückgehalten und die Kerzen ausgeblasen. Als du wieder zu mir aufblicktest, strahlten deine Augen. Und plötzlich verstand ich: Du hattest nicht vor, diesen Kuchen zu essen. Aus »nassen Desserts« waren »gar keine Desserts« geworden. Und wenn du das so wolltest, würde ich dir nicht im Weg stehen. Niemand stand dir je im Weg.

Mit einem letzten Blick auf den Geburtstagskuchen nickten wir uns kurz zu, um sicherzugehen, dass wir das Gleiche dachten. Beim Runtergehen kamen mir die Stufen, die zu eurem Haus führten, noch vereister vor, sofern das überhaupt möglich war. Wir schafften es kaum zum Bürgersteig, ohne auszurutschen. Du hast den Kuchen behutsam in der Hand gehalten, um ihn vor den ungestümen Windböen abzuschirmen.

»Er ist wunderschön, Zoe«, sagtest du.

Mit einer feierlichen Geste hob ich den Deckel der Mülltonne.

Bums.

Du hast den Kuchen in den Müll plumpsen lassen, wo er auseinanderbrach und vereinzelt Spritzer an den hässlichen Plastikwänden haften blieben. Unter dem Eis lugten Stücke von Orangenschalen, Plastikverpackungen und Korken hervor – Dinge, die deine Familie in den letzten Tagen benutzt und entsorgt hatte. Du hast den Deckel wieder auf die Tonne gesetzt, dir die Hände abgeklopft und mich durch den schrecklichen Wind hindurch angelächelt.

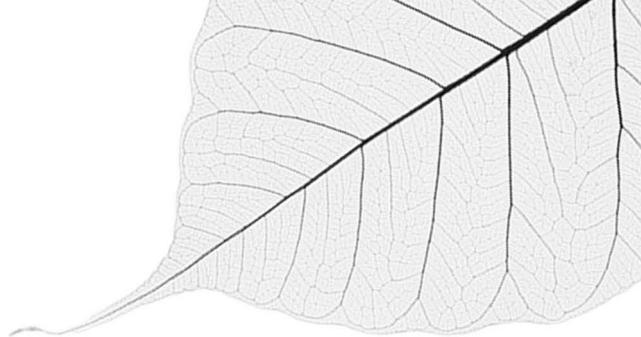
»Happy Birthday«, sagte ich.

Sieben Monate sind vergangen, seit ich mit dem Geburtstagskuchen in den Händen durch den Novembergraupel marschiert bin. Zwischen dem damaligen Tag und dem Hier und Jetzt besteht keine Verbindung und doch wandern meine Gedanken immer wieder zu je-

nem Tag zurück. Zu den sechzehn Kerzen und den neunzig M&Ms, mit denen ich deinen Namen auf den Kuchen geschrieben habe, nachdem ich die braunen aussortiert hatte. ELISE. Obwohl ich zusah, wie die Kerzen von deinem Atem ausgingen, leuchten sie noch immer wie entzündete Feuerwerkskörper in meiner Erinnerung.

Ich habe gelernt, meiner Erinnerung bei bestimmten Dingen zu misstrauen.

In Liebe
Zoe



Tag 1

Ich heiße Zoe Propp. Ich bin sechzehn Jahre alt und ein aufstrebender Junior. Wenn ich es mir recht überlege, ist »aufstrebender Junior« keine gute Umschreibung für das, was ich bin. »Abstrzende Highschool-Schülerin im zweiten Jahr« wäre passender. Ich kann grünen Tee, alle Arten von Mathe und Zähneputzen nicht leiden. Dafür mag ich Dahlien, marineblau gestreifte Socken und Sodawasser mit Limette.

Ich liebe meine beste Freundin. Sie heißt Elise Grady Pope, ist einen Meter fünfundsiebzig groß und hat so blondes Haar, dass es im Dunkeln leuchtet. Viele denken, sie sei Russin oder Schwedin, denn durchschnittliche Mädchen aus Brooklyn sehen einfach nicht so aus. In Wahrheit ist sie genau wie ich: eine Promenadenmischung aus unzhligem Rassen. Ein bisschen von diesem, ein wenig von jenem. Manchmal, wenn wir an der Bushaltestelle

warten, hält ein Auto mit eigens angefertigter Lackierung am Bordstein. Im Inneren vibriert der Bass so laut, dass man spürt, wie er einem die Wirbelsäule hinaufkriecht.

»Hey, Mädchen«, sagt der Beifahrer dann. Er muss nicht erklären, mit welchem Mädchen er spricht, denn wir wissen alle, wen er im Auge hat. Wenn Elise zunächst nicht antwortet – was sie nie tut –, probiert er es noch einmal: »Hey Süße, was bist du? Polin?« Elise sieht mich dann immer an, verdreht die Augen und lacht. Und der Typ sagt für gewöhnlich: »Sprichst du kein Englisch, oder was?« Als wäre die Tatsache, dass ein Mädchen kein Englisch spricht, der einzig denkbare Grund dafür, dass sie ihn ignoriert. Irgendwann fährt der Typ weiter und brüllt noch »arrogante Schlampe« oder irgendwas in der Art. Da lachen wir uns dann wirklich schlapp. »Drive-by shootings« nennen wir diese Vorfälle. Die Bezeichnung wäre wohl morbide, wenn nicht so hundert Prozent zutreffend.

Es ist nicht so, als würden wir in einem schäbigen Viertel wohnen. Unsere Ecke der Stadt ist eher das beschauliche Brooklyn als das beängstigende, aber Gefahren gibt es natürlich durchaus. Allein in unserem Bezirk leben eins Komma zwei Millionen Männer, und wenn du ein hübsches Mädchen in einem bestimmten Alter bist, stellen sie sicher, dass du dir dessen auch bewusst bist. Ein Teil von mir murrte unweigerlich, wenn ich wieder ein anderes Auto langsamer werden sehe und der Fahrer

meine Freundin eingehend mustert und dabei keinen Blick an die Person neben ihr verschwendet. Aber dann sage ich mir: *Zoe! Du solltest dankbar sein.* Ich meine, denk doch mal nach. Warum sollte ich wollen, dass sich irgendein Testosteron-vernebelter Kerl von der Straße vorstellt, wie ich nackt aussehe? Oder noch schlimmer?

Genau.

Nur die schönsten Mädchen können es sich leisten, ihre Schönheit zu vergessen. Beides, sowohl die Schönheit als auch das Vergessen, fallen Elise in den Schoß.

Ich erzähle dir das, um es mir selbst in Erinnerung zu rufen. Und mit »dir« meine ich mein Tagebuch. Oder besser: mein Notizbuch. Ich hasse das Wort *Tagebuch* – es erinnert mich an verdorbenen Käse und Verdauungsstörungen. *Notizbuch* ist viel besser. Würdevoller. *Tagebuch* ist eins meiner verbotenen Wörter. Hier noch ein paar andere Worte, die ich verabscheue: *menstruell, Salbe, Pfannenheber, Gummiwischer, Brust, Pilau, Kniebeuge, Raute, Pöbacken, Liebhaber* und *Stoppeln*. Ach ja, und *Lende*. Ich hasse *Lende*.

Doch ich schweife ab. Ich habe dir gesagt, wer ich bin und die *Wer*-Frage damit beantwortet, aber das *Was, Wo, Wann* und *Warum* habe ich noch nicht eingefügt. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Ich weiß es nicht.

Die Atmosphäre heute Morgen im Auto war angespannt. Und das ist noch untertrieben: Ich war eine geschüttelte Prickelwasserdose voller Verbitterung. Hibbelig und kurz davor, aufzuspringen. Ruhig steuerte Mom

das Fahrzeug, während ihr Blick auf die Route 28 gerichtet war und sie ihren Kaffee in kleinen Schlucken trank, als wäre dies ein x-beliebiger Tag – als würden wir zu irgendeinem Ausflug fahren. Zwanzig Minuten lang wippte ich mit dem linken Fuß und dachte darüber nach, wie ich mein Unglück in Worte fassen sollte.

»Dir ist schon klar, dass du mich in ein Arbeitslager schickst?«, fragte ich, während ich an dem Hebel zur Einstellung meiner Sitzposition zerrte.

»Zoe.«

»Doch, das tust du. Du verfrachtetest mich gegen meinen Willen an einen Ort, wo sie mich dazu bringen werden, Dinge zu tun, die ich nicht tun will.«

»Wir holen uns Hilfe für dich.«

»Ich brauche keine Hilfe.«

»Müssen wir diese Diskussion schon wieder führen?«

Statt einer Antwort ließ ich den Hebel an meinem Sitz los und rammte ihn bis zum Anschlag nach hinten. Bei dem Geräusch zuckte Mom zusammen.

»Das ist doch Wahnsinn«, murmelte ich und blinzelte. Je weiter der Tag voranschritt, desto höher stieg die Sonne und ihre Strahlen richteten sich nun direkt, schmerzhaft auf meine Augen. In der Hektik hatte ich vergessen, eine Sonnenbrille in meine Tasche zu packen. Verärgert blickte ich aus dem Fenster, wo die Auffahrbühne der Bourne Bridge in Sichtweite kam. Auf einem Schild neben dem Brückenzugang stand: VERZWEIFELT? DEPRIMIERT? SELBSTMORDGEDANKEN? RUFEN

SIE 1-800-784-2433 AN. Himmel. Was für ein erfreulicher Anblick. Wie viele Menschen hatten sich hier wohl bereits hinuntergestürzt, bevor jemand das Schild aufgestellt hatte?

»Trink doch einen Kaffee«, unterbrach Mom meine Gedanken. Sie hielt mir ihren Starbucks-Becher hin.

»Da ist Sahne drin«, erwiderte ich.

»Du kannst genauso gut gleich anfangen.«

»Was anfangen? Was fange ich an?«

Mom seufzte und nahm einen Schluck. Hinter ihren dunklen Gläsern blinzelte sie kein einziges Mal. Zum Verrücktwerden.

»Was fange ich an?«, wiederholte ich. Sie blickte mich müde an, so als müsste ich die Antwort schon kennen. Doch das tat ich nicht. Ich hatte keinen Schimmer, wie weit wir uns von unserem Sommer-Cottage entfernt hatten und wie weit wir noch fahren mussten. Ich wusste nicht, was mich am Ende unserer Reise erwartete. Und was das »Anfangen« betraf – für mich gab es außer meiner Sommerferien nichts anzufangen. Nur, dass es schon Juni war und ich irgendwie das Opfer eines Plans geworden war, den mir niemand erklärte. Ich fühlte mich abwechselnd wie ein Meerschweinchen und wie ein Entführungsoffer. Meine Mutter stellte das Radio lauter.

Die Fahrt war lang und monoton. Ich rutschte auf meinem Sitz vor und zurück, langweilte mich, versuchte zu schlafen und zählte die Burger Kings und Dunkin' Donuts am Straßenrand. Ich entdeckte ein Wendy's und

fragte mich, weshalb das Logo so beharrlich schaurig aussehen musste. Am späten Vormittag roch das Auto wie nach einem Roadtrip – nach alter Mayonnaise und Schweiß und einer Banane, die jemand unter dem Sitz vergessen hatte. Wir fuhren sechs Stunden lang, oder vielleicht auch nur fünf. Um zwölf hielt meine Mutter an, um sich ein Sandwich zu kaufen, das sie im Wagen aß. Mir wurden die Lider schwer.

Ich habe nie verstanden, warum Autofahrten so anstrengend sind. Man sitzt ununterbrochen und ist auf jede erdenkliche Art unterfordert – physisch, visuell, intellektuell. Und trotzdem hat man am Ende der Reise keinen anderen Wunsch, als sich auf eine Daunendecke fallen zu lassen und so lange zu schlafen, bis man die verklebten Augen nicht mehr aufbekommt.

Als ich die Augen öffnete, waren wir angekommen. Jetzt bist du auf dem aktuellen Stand.

Mit Schwung nahm Mom ihre Sonnenbrille ab, stieg aus dem Auto und wandte den Kopf in alle Richtungen, um die Aussicht in sich aufzunehmen. »Sieht aus wie in England«, sagte sie. »Wundervoll.«

Ich starrte auf das Gebäude vor uns. Es war eine Backsteinvilla von der Größe einer Stadtbibliothek, die sich verstohlen wie ein streunendes Tier über dem Grundstück ausbreitete. Unser vollgestopftes Brooklyn-Apartment hätte leicht zehn- oder zwölfmal dort hineingepasst, doch die planlos wirkenden Verwinkelungen und Anbauten machten es schwierig, die Quadratmeterzahl

zu berechnen. Als Mom die Autotür öffnete und eine frische, nach Garten duftende Brise hereinwehte, fiel mir einmal mehr auf, wie abgestanden die Luft in dem Wagen gewesen war. Ich wünschte, mir würde hier auf meinem Sitz jegliche Luft entweichen, wie einem Ballon, doch davon wollte Mom nichts wissen.

»Nimm deinen Koffer, Schatz.«

Abgesehen von der ungunstigen Asymmetrie waren die Fenster das Auffälligste an dem Haus. Sie klafften vom Boden bis zur Decke wie offene Münder beim Zahnarzt. Die Scheiben reflektierten das Sonnenlicht und nahmen in jeder so jede Möglichkeit, ins Innere des Hauses zu spähen. Das grelle Licht raubte einem die Sicht, und das vielleicht mit Absicht. Links neben dem Gebäude befand sich ein Gemüsegarten, rechts ein ausufernder Wildwuchs der verschiedensten Rosen, der wohl einen Blumen Garten darstellen sollte oder was von ihm übrig war. Die Anlage hinter mir wirkte wie eine Landkarte aus grünen Feldern, die hier und da von einem Eichen- und Buchenhain unterbrochen wurden. Als ich meinen Koffer vom Rücksitz zerrte und ihn zu Mom schleifte, fühlten sich meine Beine vom langen Sitzen im Auto schwach und wackelig an. Mom plauderte bereits mit einer dünnen, bohnenstangenlangen Frau, die am Eingang der Villa aufgetaucht war.

»Willkommen Zoe«, rief sie.

Woher weiß sie meinen Namen?, fragte ich mich und gab mir sogleich einen Ruffel für meine grundlose Para-

noia. *Reiß dich zusammen, Zoe*, ermahnte ich mich. Es mochte mich vielleicht überraschen, doch ganz offensichtlich hatte sich diese Frau, wer auch immer sie war, auf meine Ankunft vorbereitet.

»Ich heiße Angela Birch«, sagte sie, als ich mich ihr näherte. »Ich bin die Programmleiterin von Twin Birch und ich würde dir gerne dein neues Zuhause zeigen.«

»Mein vorübergehendes Zuhause«, korrigierte ich sie. Mom warf mir einen strafenden Blick zu.

»Wie war die Fahrt?«, fragte Angela. »Nicht zu viel Verkehr, hoffe ich?«

»Gar keiner«, erwiderte meine Mutter.

»Das freut mich. Sollen wir mit einer Tour durchs Haus beginnen?«

Meine Mutter folgte Angela nach drinnen. Grimmig zerterte ich meinen Rollkoffer die zwölf Steinstufen hinauf und durch den Haupteingang des Gebäudes. Im Inneren roch es alt. Nicht vergammelt, aber muffig – nach Staub und antiken Möbeln. Im Foyer blieb ich kurz stehen, um mich zu orientieren. Ein leuchtender Lüster ergänzte das Sonnenlicht, das von den großen Fenstern hereingelassen wurde, die mir vorhin bereits aufgefallen waren. Der Flur selbst war beinahe vollkommen unmöbliert. Angela und meine Mutter gingen in ein anderes Zimmer, also rollte ich meinen Koffer hinter ihnen her in ein Büro, das ungefähr so groß war wie ein Wandschrank. Obwohl sich ein Spalt Sonnenlicht hereinstahl, trug es nur wenig dazu bei, das erstaunlich vollgestopfte Zimmer

zu erhellen. Statt eines Rechtecks oder Quadrats formten die Bürowände ein schiefes Zickzack mit scharfen Winkeln und seltsamen Schatten. Diesen Raum von oben zu sehen wäre schwindelerregend gewesen. Während Angela geschäftig hinter einem antiken Schreibtisch in japanischem Stil hin und her ging, fragte ich mich, wie sie es auch nur fünf Minuten in einem Zimmer aushielt, das den Eindruck erweckte, es könne seine Bewohner jeden Moment bei lebendigem Leib verschlingen. Sogar die Decke schien sich drohend herabzuneigen. Ich setzte mich hin und zog meine Ärmel über meine Hände.

»Die anderen Mädchen sind gerade im Kochkurs«, sagte Angela an mich gewandt. »Sobald wir hier fertig sind, wirst du dich zu ihnen gesellen. Nach dem Unterricht hast du genug Zeit, dich zu entspannen, deinen Koffer auszupacken und die Einrichtung zu besichtigen.«

»Fantastisch«, entgegnete ich grinsend. »Nichts tue ich lieber, als Einrichtungen zu besichtigen.«

»Hör auf mit dem Quatsch«, warnte mich meine Mutter in so einem Singsang, den sie immer anschluss, wenn sie mich in der Öffentlichkeit maßregelte. Als sie sich an Angela wandte, war ihre Stimme wieder gefestigt und ein wenig gezwungen. »Es ist wirklich sehr schön hier«, sagte sie. Angela lächelte dankbar, als hätte meine Mutter ihr auf einer Cocktailparty ein Kompliment für ihre mit Speck ummantelten Oliven gemacht.

»Wir glauben, dass es den Mädchen hilft, zu genesen, wenn sie sich sicher und behaglich fühlen.«

Von was zu genesen?, fragte ich mich, und mein Puls beschleunigte sich. Ich bin gesund und normal. Keine Krankenhaus-Armbändchen an meinen Handgelenken, keine Narben oder sonstige verräterische Spuren.

Während sich Mom und Angela unterhielten, warf ich einen Blick auf einen Papierstapel, der gegenüber von Angela auf einem leeren Stuhl lag. Die Seiten waren auf dicken Tonkarton gedruckt und sahen wie Broschüren aus, die darauf warteten, gefaltet zu werden. Als keine der beiden Frauen hersah, ließ ich eine davon in meine Tasche gleiten. Wenn ich mich auf eine kurzfristige Mission konzentrierte – nämlich die, so viel wie möglich über diesen Ort in Erfahrung zu bringen –, würde ich mich hoffentlich beruhigen. Und vernünftig bleiben.

Angela nahm einen Aktenordner aus einer ihrer Schreibtischschubladen, schlug ihn auf und reichte Mom einen Kugelschreiber. Ich sah zu, wie meine Mutter sämtliche Papiere unterzeichnete, die nötig waren, um mein Schicksal zu besiegeln. Mir fiel auf, dass sie das genauso beiläufig tat, als würde sie eine Postzustellung entgegennehmen oder ihre Unterschrift unter einen Scheck setzen. Durch Angelas kleines, rundes Fenster war ein Gemüsegarten zu sehen. Ich reckte den Hals, um zu erkennen, was genau dort angebaut wurde: Erbsen, Tomaten und Kopfsalat, alle in zwanghaft geometrischen Reihen angelegt. Und noch anderes Grünzeug.

»Mal sehen«, sagte Angela, während sie sich über den

Schreibtisch beugte, um den Papierstapel durchzublättern. »Ich denke, das ist es. Es kann losgehen.«

Für einen langen Moment sah meine Mutter mich an, ihr Gesicht so ausdruckslos wie der Mond. Dann streckte sie, noch immer ohne zu lächeln, die Hand aus und drückte meinen Arm. Die Geste irritierte mich, auch wenn sie wohl freundlich gemeint war. Genauso hatte sie mich immer gedrückt, wenn mir Impfstoff gespritzt oder ein Zahn gezogen werden sollte – es hieß, dass ich mich darauf vorbereiten musste, körperlichen Schaden davonzutragen. Trotz aller Gegenwehr verwandelte sich der widerwillige Kern, den ich mit mir herumgetragen hatte, in Angst. Ich fühlte mich wie ein Kindergartenkind an seinem ersten Schultag, das, mit keinem anderen Schutz als einem Rucksack, ins Unbekannte marschiert.

»Ich liebe dich«, sagte meine Mutter steif, und dann – mahnend – »Sei brav.«

Ich ließ meine Lippen fest zusammengepresst, als wir zur Tür gingen. Erst, als ich Reifen über den Kies knirschen hörte, blickte ich wieder auf und sah mich in dem Flur um, in dem ich mich befand. Wieder wurde mir bewusst, in was für eine Zwickmühle ich da hineingeraten war. In gewisser Weise war es sogar noch schlimmer, ohne meine Mutter hier zu sein, auch wenn sie für die ganze Sache verantwortlich war. Doch nun, da Mom weg war, kannte ich nichts und niemanden in Twin Birch.

Lasst mich das hervorheben: nichts.

Niemanden.

Mir wurde schwindelig. Ich hörte eine Stimme hinter mir.

»Handy«, sagte Angela.

»Was?«

»Dein Handy«, wiederholte sie und führte mich wieder in ihr Büro. »Und du darfst gerne Platz nehmen.«

Ich ließ mich in den Schreibtischstuhl sinken, der ihrem gegenüberstand. Er ächzte unter meinem Gewicht. War ich wirklich so schwer? Der Gedanke verursachte mir Übelkeit.

»In Twin Birch sind keine Mobiltelefone erlaubt«, dozierte Angela. »Keine Telefone, keine SMS, kein Internet.«

Erwartungsvoll starrte sie mich an, als ich mein Handy hervorholte und es zögernd in der Hand hielt. Wie konnte ich ihr meine einzige Verbindung zur Außenwelt aushändigen? Ich warf einen Blick auf den kleinen Bildschirm, doch er zeigte keine eingegangenen Nachrichten an. Und auch kein Netz.

»Hier draußen haben wir sowieso keinen Empfang«, sagte Angela, als könne sie meine Gedanken lesen. »Das ist der Preis, den man für ein bisschen Ungestörtheit zahlt.«

Ich hielt ihr das Telefon hin.

»Du wirst dich an die Handy-Regel gewöhnen. Und ich werde dir helfen, dich zu hundert Prozent auf deine Genesung zu konzentrieren.«

Meine Genesung. Schon das zweite Mal, dass sie das

erwähnte. Aber was sollte das heißen? Von was musste ich genesen?

»Okay«, erwiderte ich in neutralem und unerschütterlichem Ton. Angst bedeutete Verwundbarkeit – was auch immer ich tat, ich durfte nicht zeigen, dass ich Angst hatte.

Angela musterte mich kühl hinter ihrem Schreibtisch, bevor sie fortfuhr.

»Du bist das letzte von sechs Mädchen, das zum Sommersemester hier eintrifft. Die Ankünfte sind gestaffelt, sodass nie zwei Mädchen gleichzeitig ankommen. Während der sechswöchigen Semesterdauer wird erwartet, dass du die Verhaltensregeln einhältst.« Sie machte eine Pause, damit ich Zustimmung signalisieren konnte, doch als ich es versäumte, zu lächeln oder zu nicken, nahm sie meine Antwort als gegeben an und sprach weiter.

»Es ist dir verboten, das Schlafzimmer einer anderen Patientin zu betreten, es sei denn, dir ist vorher ausdrücklich eine mündliche Genehmigung erteilt worden.«

Patientin?

»Die Mahlzeiten sind verpflichtend, ebenso das Einhalten der Programme. Freizeit wird euch über einen Stundenplan zugewiesen, der immer von einem Tag auf den anderen gültig ist.«

Ich sagte nichts, doch ich fühlte Panik in mir aufsteigen.

»Abgesehen vom heutigen Tag wirst du mich nicht oft zu Gesicht bekommen. Ich bin für die verwaltungstech-

nischen Aspekte und die Forschungsarbeit in Twin Birch zuständig. Deine vorrangigen Bezugspersonen sind Alexandra, unsere In-House-Psychiaterin, und Devon, die Programmkoordinatorin.«

Ich hörte ihre Ansprache kaum. Mein ganzes Denken hing immer noch an dem Wort »Patientin«. Ich empfand mich nicht als Patientin. Ich empfand mich als Gefängnisinsassin oder als Opfer. »Patientin« implizierte, dass etwas mit mir nicht stimmte. »Patientin« implizierte, dass ich krank war.

Nachdem sie ihr Briefing beendet hatte, stand Angela auf, glitt hinter ihrem Schreibtisch hervor und nahm das Handy aus meiner fassungslosen Hand.

»Wir werden es sicher für dich verwahren, bis du bei uns auscheckst«, sagte sie mit einem Lächeln. »Bitte, folge mir.«

Mein Koffer quietschte, als ich ihn hinter Angela durch den Flur zog und meine Augen starr auf ihren Saum gerichtet hielt, um zu verhindern, dass mir erneut schwindelig wurde. Als ich den Blick hob und die Umgebung wieder aufnahm, bemerkte ich, dass sie ihr schwarzes Haar zu einer Banane hochgesteckt und mit einem glänzenden Esstäbchen fixiert hatte. Ein Paar Pumps klapperten hart über den Boden, das Geräusch wurde von der Akustik des Flurs noch verstärkt. Mir fiel auf, dass das Gebäude gar nicht so kahl war, wie es zunächst den Anschein gehabt hatte. Nach und nach häuften sich immer mehr Möbelstücke an: antike Spiegel, Beistelltische, Sofas, Statuen

und Polsterhocker, die ihrem Aussehen nach zu urteilen schon seit Jahrzehnten keine Füße mehr gestützt hatten. Während ich gerade überlegte, ein Gejammer über meinen Koffer anzustimmen, blieb Angela vor einem schlichten Stuhl und einem Tisch stehen, die jemand ganz hinten ans Ende des Flurs gerückt hatte.

Auf dem Tisch stand, inmitten von Reliquien, ein glänzend rotes, neu aussehendes Kästchen. Doch Angela hatte mich nicht hierhergeführt, um mir ein Kästchen zu zeigen. Neben der Ansammlung von Gegenständen befand sich eine Tür – eine geschlossene Tür.

»Schalldicht«, sagte Angela und klopfte zur Verdeutlichung dagegen. »Du wirst jeden Tag hier sein.«

Ich schluckte schwer, entschlossen, mir kein bisschen meiner Bestürzung anmerken zu lassen, woraufhin Angela in meinem Gesicht forschte. Zweifellos suchte sie nach einem Anzeichen von Schwäche.

»Du bist nervös«, sagte sie.

Ich kniff die Augen zusammen.

»Das wird nicht lange vorhalten«, fuhr sie fort und blieb trotz meines Schweigens bei ihrer Diagnose. »Ich bringe dich jetzt zu den anderen Mädchen. Hier entlang, bitte.«

Mit einer Hand griff ich nach dem Koffer, die andere rammte ich fest in meine Jackentasche. Meine Finger stießen auf die Kanten des Papiers, das ich mir von Angelas Stuhl geschnappt hatte. Wann würde ich einen Moment für mich allein haben, um es mir anzuschauen? Ich woll-



Nora Price

Heute will ich leben

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30892-9

cbt

Erscheinungstermin: Februar 2014

Die Wahrheit liegt in der Vergangenheit

Ohne Vorwarnung wird die 16-jährige Zoe von ihrer Mutter in eine Einrichtung namens »Twin Birch« verfrachtet. Was soll sie hier zwischen all den dünnen, kranken Mädchen? Ihr einziger Halt sind die Briefe, die sie an ihre beste Freundin Elise schreibt. Doch Elise antwortet nicht. Nie. Nur langsam erkennt Zoe, dass der Grund für ihren Aufenthalt in »Twin Birch« in ihrer Vergangenheit liegt, bei Elise. Erst als sie die tragische Wahrheit akzeptiert, gelingt es ihr loszulassen und sich ihren eigenen Problemen zu stellen.